

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 273.

Dienstag, 21. November.

1916.

Und das Glück kam.

(2. Fortsetzung.)

Von Elisabeth Fried.

(Nachdruck verboten.)

„Wie ist es damit auf Hawaii? Erzähle doch. Hast du angenehmen Verkehr?“

„Sehr. Ich werde dir mit der Zeit davon erzählen, aber jetzt ist es, als ob alles hinter mir wäre. In all den Jahren glaubte ich so vieles von hier vergessen zu haben, und nun steht die alte Zeit vor mir, als sei es gestern gewesen, daß wir als Pennäler in den Pausen auf dem Pflasterplatz auf und ab gingen —“

„Oder uns beim Konditor stärkten —“

„Das tatest du —“

„Natürlich, dafür warst du zu gesittet!“

„Daß nur. Es hat uns beiden nichts geschadet. Was ist aus Wiesbaden geworden? Es ist seltsam, aber es erscheint mir beinahe mehr als Heimat als Schwalbach. Das ist, weil ich die beiden Jugendjahre da verlebt habe.“

„Du wirst dich wundern, es hat sich sehr verändert. Wiesbaden ist Großstadt geworden.“

Philipp hörte nicht zu. Er erhob sich, um eine auf fallend schöne Dame zu grüßen, die von draußen herein kam. Sie dankte mit strahlendem Lächeln.

„Ah“, machte Randolph, „so was kennst du? Ist sie mit auf dem Schiff gewesen? Wie heißt sie?“

„Noch ganz der Alte“, lachte Philipp belustigt. „Mit sechsundzwanzig genau wie mit sechzehn. Ein schönes Gesicht bringt dich aus der Fassung! Ja, sie war mit auf der „Berra“, und ich war sogar ihr Tischnachbar.“

„Und wußtest nicht, daß sie auch hier wohnen wollte? Wir hätten doch mit ihr speisen können!“

„Gewiß, das hätten wir gekonnt. Aber sieh mal, mir lag nichts daran, und daß du kämest, konnte ich nicht wissen —“

„Ja, natürlich, alter Kerl. Das vergaß ich.“

Das Mahl ging zu Ende. Randolph bestand darauf, das Wiedersehen müßte im Ratskeller noch mit einem Extratropfen gefeiert werden. Philipp war viel zu glücklich, um zu widersprechen.

„Das Trinken als Selbstzweck kennt man da drüben kaum“, sagte er. „Aber es schadet nichts, man kommt ja nicht alle Tage aus Hawaii, nur mußt du dich darauf gefaßt machen, daß du mich nach Hause bringen mußt!“

„Es soll mir ein Fest sein“, freute sich Randolph. Philipp erwies sich jedoch als trunkester, als er selbst gedacht hatte. Bis in die späte Nacht saßen die Freunde und plauderten von alten Zeiten. Vielleicht, daß der edle Wein die Herzen weiter öffnete, als es sonst der Fall gewesen wäre, denn manch ein Wort wurde gesprochen, das bis dahin noch nie den Weg bis auf die Lippe gefunden hatte; und als sie sich endlich trennten, taten sie es mit dem beglückenden Gefühl, daß die Freundschaft der Jugend Jahre dauern würde — wie sie hofften, fürs Leben.

Am nächsten Tage reiste Philipp nach Hause. Er wußte, seine Mutter erwartete ihn, sonst hätte er gerne noch einen Tag mit Randolph verlebt. Aber sie würden sich wiedersehen, wenn nicht eher, dann bei der Rückreise im Spätherbst.

Randolph hatte die Zeit verschlafen, auch wohl nicht im Ernst daran gedacht, daß Philipp nach der schweren Sitzung des gestrigen Abends wirklich abreisen würde. Dieser war in der Tat noch sehr müde, und während der ersten Stunden der Fahrt dämmerte er still vor sich hin. Die Gegend, die er durchfuhr, interessierte ihn, der in Bezug auf Naturschönheiten sehr verwöhnt war, nicht, denn der Blick für die bescheidenen Reize des flachen Landes ging ihm völlig ab. Und dann — er war so erfüllt von dem Zusammensein mit Randolph, und eine lebhafteste Vorfreude auf das Wiedersehen mit Mutter und Schwestern kam immer mehr zum Durchbruch bei ihm. Erst als der Zug in Gegenden kam, deren er sich von früher erinnerte, gewann er Interesse für die Landschaft. Kurz vor Frankfurt stellt er sich an das Fenster seines Abteils, um nichts mehr zu versäumen. Das Herz wurde ihm weit, als die wohlbekannten Taunusberge herüber grühten, und nachher, als es immer näher auf Wiesbaden zu ging, war er ganz von Erinnerungen eingesponnen. Dort die Mühle — wie hieß sie doch noch? Der junge Besitzer war ein Schulkamerad gewesen, und Philipp hatte vor Jahr und Tag die Nachricht erhalten, daß er gestorben sei. „Armer Kerl“, dachte er wehmütig, „du lebstest so gern!“ An der anderen Seite lief die Adolfsallee schnurgerade nach Diebrich hin, genau wie vor zehn Jahren. Wie oft war man dort hinaus gewandert, um im kühlen Rhein zu baden!

Wöllich hielt der Zug, der schon allmählich seine Fahrt verlangsamt hatte. Philipp hatte staunend beobachtet, wieviel neue Gebäude in der Mainzerstraße entstanden waren; es war ihm daher entgangen, daß er am Ziel war. Erst der Ruf des Schaffners: „Wiesbade, alles aussteige!“, machte dem Weiterreisen klar, daß er vergeblich auf den alten „Rheumatismusbahnhof“ gewartet hatte. Er stieg aus und befand sich in einer fremden großen Bahnhofshalle, die ebenso gut in irgend einer anderen beliebigen Stadt hätte sein können.

„Wie lebt man doch am Alten“, dachte Philipp, während er sich nach dem Zug nach Schwalbach durchfragte, „es bereitet mir geradezu Schmerz, daß die früheren unbequemen Verhältnisse aufgehört haben.“ Sein ganzes Sein war in gespannter Erwartung. Er empfand vorahnend, wie anders er vieles beurteilen würde als vor zehn Jahren, und er freute sich darauf. Die Fahrt über die Eisene Hand und an der anderen Seite hinunter über Bahn und Bleidenstadt verging wie im Fluge, denn überall her grüßte die Jugend, und viel zu schnell wechselten die Bilder, die Philipp hätte festhalten mögen. Wie hatte er nur so lange fernbleiben können? Und wie war es möglich, daß er jahrelang an manche Stellen hier im heimatischen Walde kaum noch gedacht hatte, von denen jede einzelne ihm heute Erinnerungen zuraunte? Er breitete die Arme aus, als wolle er die Berge und Wälder und Wiesen an sein Herz pressen.

Und dann hielt der Zug in seinem Heimatstädtchen.

Philipp Herber sah vorsichtig aus dem Fenster: Man würde ihn doch hoffentlich nicht abholen? Förmlich entsezt prallte er zurück; er hatte seine Mutter erkannt, die, wie er es überrauschend nannte, inmitten einer ganzen Volksmenge stand. Er konnte nur hoffen, daß das ihm nicht alles gelten sollte, und er nahm allen Mut zusammen und stieg aus. Er war der einzige Fahrgast zweiter Klasse gewesen, und im Aussteigen konnte er sehen, wie das Gesicht der Mutter ängstlich und gespannt jeden Ankommenden prüfend gemustert hatte, sich erhellte, als sie ihn erkannte. Rasch kam die Gruppe näher. Es waren Frau Herber mit ihren Töchtern und Dr. von Dille und seine junge Frau, dazu noch eine Tante der Familie Herber, an der Philipp stets mit besonderer Liebe gehangen hatte. Alle Damen hatten Blumen für ihn mitgebracht, er nahm jedoch nur die Rosen, welche Alix von Dille ihm bot — zart rosa La France-Rosen mit unwahrscheinlich langen Stengeln — und sagte nach der herzlichen Begrüßung:

„Nun tragt mir die Blumen auch wieder artig nach Hause.“

Tante Gretchen fand, „höflicher ist der „Bub“ noch nie geworden“, aber der wohlgefällige Blick, mit dem sie seine elegante Erscheinung streifte, bewies, daß der Tadel ihr nicht von Herzen kam.

Draußen vor dem Bahnhof wartete der alte Feger mit seiner Handfarrne auf das Gepäc des jungen Herrn. Das gab noch ein freudiges Wiedersehen, denn Jakob Feger war schon Hausdiener in der „Villa Friede“, als Philipp noch ein Junge war, und hatte ihm mehr als eine Tracht Prügel erspart.

Philipp's Augen strahlten. Er schob seinen Arm unter den seiner Mutter, als man sich endlich zum Gehen wandte. Viktor von Dille und seine Frau gesellten sich zu ihnen, während die Schwestern mit Tante Gretchen vorausgingen. Fröhliches Geplauder flog hinüber und herüber. Philipp war das Herz leicht und froh. Er hatte mit geheimer Sorge daran gedacht, wie schwer es ihm werden würde, zum ersten Male das Haus des Jugendfreundes zu betreten und das Mädchen, dem seine erste Liebe gehört hatte, wiederzusehen, das darin als Frau schaltete. Nun war ihm der Entschluß über den Kopf weg genommen; an seiner Seite ging Alix, schöner und begehrenswerter, als er sie sich je hätte denken können; aber sie war die Frau des Freundes und somit für ihn unerreichbar, und seltsam — in seinem Herzen regte sich nichts — kein Bedauern, noch viel weniger Schmerz, er fand sich wider alles Erwarten anscheinend höchst vernünftig mit der vollendeten Tatsache ab.

Der Weg vom Bahnhof bis zur Schlangenbader Straße war lang, aber dem Ankömmling kam er kürzer vor als sonst, denn jedes Haus schien zu grüßen und von alten Zeiten zu erzählen, und oft mußte man stehen bleiben, um mit alten Bekannten Gruß und Gändedruck zu tauschen.

An der Post verabschiedete sich der junge Arzt. Er hatte noch einige Besuche zu machen.

„Wir werden uns täglich sehen, Philipp, nicht wahr? Ich stehe mich auch für Alix, die soviel allein ist. Ihr könnt miteinander spazieren gehen, und abends rechnen ich auf dich, denn deine Damen gehen sehr früh schlafen — mit den Süßkörnern, nicht wahr, Frau Herber?“

Die lachte ihr gutmütiges Lachen: „Ja, Herr Doktor, wenn wir so spät aufstehen könnten wie Sie, dann blieben wir auch länger auf.“

„Hoffentlich sind Sie so kein Nachtschwärmer, wie mein Mann“, sagte Alix, „er findet es immer am schönsten, wenn es Zeit ist, zu Bett zu gehen.“

„Laß dich auf keine Verschwörung gegen mich ein“, rief Viktor, der schon einige Schritte entfernt war, „du sollst sehen, es wird schrecklich gemüthlich werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Der populärste Mann Frankfurts.

(Zum 100. Geburtstag Friedrich Stolke, 21. November.)

Es war in den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts, als die Frankfurter Post eines Tages einen Brief zu bestellen hatte, der die immerhin einigermaßen seltsam anmutende Aufschrift trug: „An den populärsten Mann Frankfurts“. Indessen quälte die Frage, für wen die merkwürdig adressierte Sendung wohl bestimmt sei, die Beamten nicht lange. Sie richteten den Brief ohne Zögern an Friedrich Stolke und trafen mit ihrer Lösung ins Schwarze. Daß sie so trefflicher die vollständigste Gestalt der alten Mainstadt zu finden gewußt hatte, erhöhte das Ansehen der Post in allen Kreisen der Bürgerschaft außerordentlich. Denn in der Tat, es gab in jenen Tagen in Frankfurt niemanden, der so uneingeschränkt als „populärster Mann“ angesprochen werden konnte wie der Dichter und Freiheitskämpfer Friedrich Stolke, zwar entstammte der am 21. November 1816 geborene Poet keiner Altfrankfurter Familie — sein Vater war zu Hürle im Waldeckischen daheim — aber er war doch in der alten Kaiser- und Krönungsstadt zur Welt gekommen und ein Frankfurter Kind mit Leib und Seele. Friedrich Stolkes Vaterhaus war der „Rebstock“, ein Gasthof, in dem die Frankfurter „Demagogen“ zusammen zu kommen pflegten, um ihre Gedanken über die Zukunft des deutschen Vaterlandes auszutauschen. Mancher, der aus politischen Gründen zum Wanderstab hatte greifen müssen, fand bei dem Wirt Friedrich Christian Stolke freundliche Aufnahme. Auch viele Polen, die nach dem Wachsen des Aufstandes von 1830 auswanderten und durch Deutschland zogen, hielten im „Rebstock“ Einkehr. Friedrich Stolke genoss eine gute Erziehung. Unter seinen Lehrern findet man Goethes Neffen, Dr. Textor. Fröhlich regte sich in dem Knaben aus dem „Rebstock“ die Lust zum Dichten. Der Vater wünschte, der Sohn solle Kaufmann werden, ein Beruf, zu dem sich Friedrich wenig hingezogen fühlte. In einem Geschäft, das sich im Hause des Herrn von Willemer befand, ging er eine Zeitlang in die Lehre. Seine ersten frischen Gedichte sicherten ihm die Gunst Marianne von Willemer. Nach dem Tode des Vaters sagte Friedrich Stolke dem Kaufmannstand Valet und ging auf Reisen. Er besuchte Paris und andere französische Städte, kehrte nach der Vaterstadt zurück und gab 1841 ein Bündchen Gedichte heraus. Diese gewann ihm die väterliche Freundschaft eines Mannes, M. G. Seufferheldts, der ihn zu seinem Privatsekretär machte. Nach der Abkunft des Gönners sollte sich Stolke in Thüringen mit den Gedanken der Fröbelschen Kindergärten vertraut machen, um diese dann in Frankfurt zur Durchführung zu bringen. Aus dem Plan wurde nichts viel. Der junge Dichter kam aus Thüringen zurück — Pädagog war er nicht geworden.

Er war dann eine Zeitlang Vorleser beim alten Amschel Rothschild. An den Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 nahm er mit glühender Begeisterung teil. Manches Lied an die Freiheit und zum Preis des deutschen Vaterlandes, wie die Männer jener Zeit es sich dachten, sang er damals. Von 1852 ab gab Stolke in zwangloser Folge die „Rebstockzeitung“ heraus, die in Frankfurter Mundart alle möglichen Begebenheiten der Stadt und ihrer Umgebung besprach. 1860 rief der nun weithin bekanntgewordene Poet Frankfurts zusammen mit dem Maler Schald die „Frankfurter Latern“ ins Leben, ein humoristisch-satirisches Wochenblatt, das manchmal recht kräftig den Standpunkt der Bürgerschaft der Stadt, insbesondere der freiheitsliebenden Kreise, gegenüber der Politik Preußens zum Ausdruck brachte. Als im Verlauf der kriegerischen Ereignisse von 1866 die Mainstadt nach preussischen Truppen besetzt wurde, reiste Stolke nach Stuttgart und von dort über den Bodensee nach der Schweiz. Erst, nachdem die allgemeine Amnestie ausgesprochen war, kehrte er in die Vaterstadt zurück, wo dann, bald nach dem deutsch-französischen Feldzug, die „Frankfurter Latern“ wieder erschienen und sich schnell genug die Gunst zahlreicher Leser, die sie vordem befaß, aufs neue sicherte. Wie stark Stolke selbst das Wochenblatt beeinflusste, wie sehr dessen Erfolg von seinen Beiträgen abhing, erhellt aus dem Umstand, daß die Zeitschrift ein Jahr nach Stolkes Tod ihr Erscheinen einstellen mußte. Am 29. März 1891, an einem Ostersonntag, starb Friedrich Stolke. Seine Gedichte sind heute, vor allem in seiner Vaterstadt, so lebendig wie in den Tagen, da der Dichter sie zum erstenmal veröffentlichte. Als Dialektdichter darf man Friedrich Stolke zusammen mit Klaus Groth und Johann Peter Hebel nennen. Das Frankfurt um die Mitte des 19. Jahrhunderts

hat Stolke mit seinen Gedichten mit unvergleichlicher Liebe und mit einer von echtem Humor durchtränkten Anschaulichkeit geschildert. Er war ein Mann von echter Vaterlandsliebe, erfüllt von den Idealen der Freiheit, der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit. Alle Fragen der Politik interessierten ihn aufs lebhafteste. Und nicht selten hat er zu ihnen in poetisch-humoristischer Form Stellung genommen. Wie deutsch Friedrich Stolke fühlte, wie stark er im neuen, 1870 erkämpften Reich — mochte er gleich mit manchen Wendungen der inneren deutschen Politik nicht einverstanden sein — wurzelte, bekundet z. B. sein Gedicht von 1890, „Helgoland“, das mit den Worten schließt:

„Und so wollen wir uns freuen,
Helgoland nach langer Frist,
Daß du, hoffentlich in Treuen,
Wieder deutsch und unser bist.
Wieder ragst du als derselbe
Deutsche Meerfels wie zuvor;
An der Weser und der Elbe
Stehst du Nacht am Eingangstor.“

Obwohl die Zeit des Krieges nicht zu großen Festen angesetzt ist, wird es sich Frankfurt doch nicht nehmen lassen, würdig des Dichters seiner Eigenart bei der hundertsten Wiederkehr von dessen Geburtstag zu gedenken. Es wird Friedrich Stolke feiern als den fröhlichen Poeten, als den Sänger der Freiheit und als den wackeren deutschen Bürgersmann.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Der Musketier in Polen.^{*)}

Von Alexander Hürke, Kriegsfreiwilliger.

Russenjäger bis aufs Messer,
Kilometerdauerfresser,
Lüftenlocher, Gänsefälscher,
Russische Soldatenwächter,
Erdbarbeiter, Fichtenschläger,
Milch-, Brot-, Eier-, Wasserjäger,
Kurz und gut: Zigeunerhorden
Sind in Polen wir geworden;
Aber sieht genau man hin,
Merkt man doch die Disziplin.
Heute hinter Russen traben,
Morgen in den Schützengraben,
Übermorgen Häuser bauen,
Dann mal wieder Hühner klauen.
Ober: Heute vormarschieren,
Morgen Schlachtvieh „requirieren“,
Übermorgen Stellung stürmen
Oder Unterstände türmen,
Die auch oft zusammenstürzen
Und die gute Laune würgen.
Geht's dann: „Geht ist Ruh', Soldaten!“,
Fängt man an zu kochen, braten,
Liegt im Stroh und baut sich Herde,
Wühlt Kartoffeln aus der Erde;
Oder singt, erzählt und — frach —
Sauft ein Lederhut durchs Dach,
Der verirrt sich hat im Flug. —
Alles schreit: Beschwörbuch!
Vieles kann man hier erleben,
Ohne Geld dafür zu geben.
Nein, es gibt noch was dazu,
Wenn wir einige Tage Ruh'.
So lebt der Musketier in Polen,
Bestimmt nur — Russen zu verjohlen.
Doch ist er, um zu schließen jeht,
Mit allen Hunden abgeheht.

^{*)} Entnommen dem Heft 55/56 der Kriegsschriften des Kaiser-Wilhelm-Danks „Feldgraue Dichter“, Kriegsdichtungen unserer Soldaten. Herausgegeben vom Hausbibliothekar Seiner Majestät des Kaisers, Dr. Bogdan Krieger. Verlag Kameradschaft W. G. m. b. H., Berlin W. 85.

Die Soldatentrommel in Vergangenheit und Gegenwart. Die Trommel, die seit Jahrhunderten ein Wahrzeichen der Soldateska ist, erscheint als das überhaupt ursprünglichs-

aller Musikinstrumente. Selbst die wilden Völkstämme, wie die Urvölker Australiens und die Indianer Brasiliens, schufen sich aus Eigenem die Trommel, und selbst der unmusikalischste Volksstamm kannte und kennt wenigstens dieses eine Instrument. In den nicht europäischen Ländern spielt die Trommel auch im Leben der Zivilbevölkerung eine große Rolle. Bei den Chinesen bediente man sich bereits im 12. Jahrhundert v. Chr. einer Pauke in Tennerform von 12 Fuß Länge, Hienenkü genannt, nach deren Schlag die staatlichen Fronarbeiten ausgeführt wurden. Auch heute ersehen verschiedene Trommeln und vor allem Abarien, wie das Tamtam in China, vielfach die Stelle der Glocken. Nicht minder beliebt ist die Trommel in Indien, denn Orichma selbst soll die den Menschen zum Geschenk gemacht haben. In den europäischen Ländern bürgerte sich die Trommel, wie Adolf v. Muralt in einer Reihe historischer Beispiele im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ ausführt, hauptsächlich in ihrer militärischen Bedeutung ein. Zum erstenmal erwähnt man aus dem 15. Jahrhundert Genauerer über die Soldatentrommel. So soll der Hussitenführer Johannes Žižka sein Heer durch die onfeuernde Wirkung der Trommel besonders schlagfertig gemacht haben. Ja, eine Sage erzählt sogar, daß dieser Hussitenfeldherr vor seinem im Jahre 1424 erfolgten Tod die Verfügung getroffen habe, seinem Leichnam die Haut abzugießen und sie zu einem Trommelfell zu verarbeiten, damit auf diese Weise die Macht seiner Persönlichkeit auch nach seinem Tode fortbestehe. Mit der Umgestaltung regelloser Kriegerbanden in ein geordnetes Heerwesen wurde die Trommel zum wichtigsten Instrument der Kriegsmusik gemacht. Besonders wurde die Trommel durch die größere Ausbildung des Fußvolkes verbreitet. Da ihr taktmäßiger Klang sich ja für den Marsch auch am besten eignet. Darum kann man sagen, daß das Landsknechtsleben fast ausschließlich im Zeichen der Trommel stand. Während die Trommeln bei den überseeischen Völkern die verschiedenartigsten und oft entgegengesetzten Formen aufwiesen, bildete sich für die europäische Trommel ein ziemlich einheitlicher Typus heraus. Zur Landsknechtszeit war die Trommel wesentlich größer als heute, meist 1 Meter lang und 1/2 Meter breit. Hieran verlor sie an Höhe, wurde aber doppelt so breit und so gewichtig, daß sie nur besonders kräftigen Soldaten anvertraut wurde. Im 18. Jahrhundert wurde mit der Hornscharenmusik auch die große, sog. türkische Trommel eingeführt. Sie mit einem lederbezogenen Schlegel bearbeitet wurde. Allmählich schaffte man die großen Instrumente ab, und damit waren auch die großen Soldaten für die Trommel überflüssig; nur der Tambourmajor wurde sozusagen als Wahrzeichen beibehalten. Heute hat im deutschen Heer jede Infanterie-Kompagnie zwei Tamboure und zwei „Spielleute“ mit Horn- und Querpfeife, die Signale zu geben und während der Märsche zu spielen haben. Zur Landsknechtszeit wurde die Trommel nicht nur als Instrument, sondern auch im Lager als Tisch vor allem als Würfelstisch, verwandt. Natürlich wurde der Trommel in der Kriegsdichtung stets ein breiter Platz eingeräumt, am meisten in der reichhaltigen Poesie der Befreiungskriege, wo besonders die werbende Kraft der Trommel hervorgehoben wird. Sehr häufig wurde auch in den Sturmliedern dem Trommler eine hervorragende Stellung zugeschrieben, so heißt es in dem bekannten Kriegslied von Arndt:

„Wer mag der rechte Spielmann sein?
Wer zieht die heißen Satten auf?
Wer vorderst steht in Schlachtenreih'n,
Wer vorderst rennt im Sturmeslauf:
Der ist von Jubels echtem Samen,
Der Mann verdient des Spielmanns Namen.
Juchhe, Spielmann, stimmet an Trommelslang,
Macht doch einen klugen Gang.“

Und von den deutschen Truppen, die 1870 nach Weßen gegen, sang Detlev v. Liliencron, daß sie „mit Trommeln und Pfeifen“ in Frankreich einmarschierten. Schließlich ist auch in der Poesie des gegenwärtigen Krieges vielfach von der Trommel die Rede. So endet Rudolf Preßlers Kriegslied „Der Trommler“, das eine Trommelbegebenheit im jetzigen Weltkrieg behandelt, mit den Worten:

„Ein Wirbel saust, ein toller,
Der Feind, der hat's gespürt:
Das ist ein Hohenzoller,
Der dort die Trommel rührt!“

Neues vom Büchermarkt.

Kriegsgebichte, Novellen usw.

* West, Jul. S.: „Deutschland, der Störenfried.“ Feststellungen eines Neutralen. (Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart.) Dieses deutsch-keiserliche Treiben der Weltpresse hat es zuwege gebracht, daß trotz aller englischer Übergriffe die Sympathie und die Achtung der neutralen Völker heute weit mehr England und seinen Alliierten gehört, als uns. Dem müßten wir zielbewußt entgegenzutreten, — aber das geschieht leider nicht genügend. Uns Deutschen genügt das gute Gewissen, — das Bewußtsein, daß die englischen Ausstreunungen unmehr sind; uns genügt es, wenn wir uns im Recht fühlen. Das ist ein Fehler, der nicht ohne nachteilige Folgen bleiben kann. Damit zerstören wir nicht die englische Mißarbeit in den neutralen Staaten. Im Ausland müssen wir den englischen Lügen entgegenzutreten und das Herrbild, das England dort von unserem Volk und unserer Kultur zeichnet, auslöschen. Dazu bietet die Westsche Broschüre ein vorzügliches Mittel, das jedem einzelnen von uns die Möglichkeit bietet, sich am Kampf gegen die fremde Weltmacht: „Englands Lügen“ zu beteiligen. Wer Bekannte im Auslande hat, der sende diesen die Westsche Broschüre.

* Ludwig Ganghofer: „Bei den Heeresgruppen Hindenburgs und Mackensens.“ (Verlag von Adolf Bong u. Co., Stuttgart.) Der schon reichlich angewachsenen Ganghofer-Kriegsliteratur ist hier ein neuer Band hinzugefügt, der sich von den früheren nicht eben wesentlich unterscheidet. Auch hier versucht der Verfasser seine im Grunde nicht besonders ausdrucksvolle Persönlichkeit möglichst in den Vordergrund treten zu lassen, wobei dann die Fülle und die Kraft der Ereignisse bisweilen zurücktreten. Die Größe des Geschehenen kommt aus Mangel an Ehrfurcht vor ihr in dieser Schrift nicht zum Ausdruck. Die Vermiedlichung des Weltkrieges ist hier bis zu einem Gipfel durchgearbeitet.

* „Erste Gedanken aus dem Felde.“ Für unsere Feldgrauen. (Berlin, W. 35, Verlag des Evangelischen Bundes.) Das Büchlein von 62 Seiten in Taschenformat, von Kameraden an Kameraden geschrieben, ist ein Kriegerbrevier im besten Sinn des Wortes. Aus dem Inhalt seien als besonders gelungen hervorgehoben: „Marschtag“, „Erstes Gefecht“, „Müdigkeit“, „Vor dem Sturm“, „Bei örtlichem Misserfolg“, „Sehnsucht nach rechtschaffener Arbeit“, „Sonntag“, „Das Neue Testament“, „Am Massengrab“, „Die Zukunft“. Da das Büchlein sehr billig ist, ist jedem Gelegenheit gegeben, es ins Feld zu senden.

* Die Türken und wir nach dem Kriege. Ein praktisches Wirtschaftsprogramm von Ernst Marré. (Berlin, W. 57, bei E. A. Schwetzsche u. Sohn. Kriegsspoliti. Einzelschriften, Heft 11.) Die Schrift — der Verfasser ist bekannter Orientalist — breitet sich über die künftigen Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und der Türkei aus. Was die Industrie erwerben, die Landwirtschaft erwarten, der Handel erschließen und der Einzelne (Angestellte, Stellungsuchende) erreichen kann — ein wirklich nutzbringendes Wirtschaftsprogramm zeigt dieses Buch.

* „Die Bodenreform.“ Grundfähliches und Geschichtliches zur Erkenntnis und Überwindung der sozialen Not. 12. Aufl. (41. bis 50. Tausend.) (Jena, Verlag von Gustav Fischer.) Das bekannte Werk ist ergänzt durch den neuen Schlußteil: „Der Weltkrieg im Lichte der Bodenreform“, der die tiefsten Kriegsursachen in Rußland und England aufdeckt, dann aber auch, weil in diesem Buche die Frage der Kriegerheimstätten grundsätzlich und historisch, zumal in den Erinnerungen von 1871, quellenmäßig behandelt wird.

* Neue Karten von Bulgarien und Rumänien. Eine neue Kriegskarte von Rumänien und Bulgarien, die uns der Verlag von Velhagen u. Klasing darbietet, gibt uns die Möglichkeit die neuen Kämpfe auf dem Balkan gut zu verfolgen. In dem großen Maßstabe von 1:1 Million gezeichnet (1 cm auf der Karte = 10 km in der Natur), wird sie bei Aufsuchen der in den Heeresberichten genannten Örtlichkeiten gute Dienste leisten. Sie ist der Handlichkeit wegen in zwei Teile zerlegt, deren einer Rumänien, der andere Bulgarien darstellt. Ein Namenverzeichnis erleichtert das Auffinden der vielen in den Karten enthaltenen Namen.

Romane, Novellen, Gedichte usw.

* Soeben erschienen in H. v. Deekers Verlag, G. Schend, Hof-Buchhändler in Berlin, in der 164. Auflage (258. bis 262. Tausend) „Die Lieder des Mirza Schaff“ von Friedrich v. Bodenstedt. Geschenkausgabe in Halbleder, diesmal geschnitten mit sechs farbigen Aquarellen des Münchener Malers Daubel. Das handliche in Angerschriften gedruckte und geschmackvoll gebundene Buch, das durch den fabelhaften Erfolg der über 60er bis 90er Jahre fast zur Legende geworden ist, wird sich zweifellos neben den vielen guten Büchern der letzten Jahre aufs neue in den modernen Interessenskreis eingliedern und zu der großen Anzahl seiner bisherigen

Freunde eine Reihe neuer hinzugewinnen, die jetzt, nachdem das weltberühmte Buch in moderner Gestalt vorliegt, mit Freude darnach greifen werden.

* „Thomas Dingstäde.“ Roman von Werner von der Schulenburg. (Verlag von Karl Reizner, Dresden.) Ein vornehmes, literarisch wertvolles Buch, das zwei große Vorzüge hat: es weiß nichts vom Krieg und es schildert Menschen, keine Romanhelden. Thomas Dingstäde lebt in Hamburg, und dieser vornehme stille Gelehrte — der Sohn des Portweinsensors — umgeben von Hamburgs alter Kultur und Unkultur — gibt die Hauptperson in dem Werk ab, und seine feine suchende Seele findet in dem Kastengeist, dem Proprium, dem kalten Egoismus seiner Umgebung schon genügend die Konflikte, die er zur Emporentwicklung seiner Persönlichkeit braucht. Der Dichter versteht es, uns Hamburg ein wenig zu bereichern, wenigstens das Hamburg, das durch den brutalen Geschäftssinn der Männer und die kühle, saubere, gewollte Temperamentlosigkeit der Frauen an England erinnern will. Eine prächtige Rolle spielt die alte Kaffeekanne der Tante Clarisse O'Sun, die Thomas auf einer Nachlassauktion ersteht und die nun auf seinem Schreibtisch in miterlebender Leblosigkeit sein Leben teilt, so daß er sich dabei erlappt, daß er Teile seiner Arbeit der Kaffeekanne vorlas. „Er vergaß willig und gern, daß die Kaffeekanne kein Urteil hatte.“ Besser kann der Dichter nicht von der trüben seelischen Einsamkeit seines Thomas Dingstäde überzeugen, als durch diese Marotte, über die Schulenburg mit einer leisen melancholischen Ironie hinweggeht. Ob es nun ein Hund, ein Papagei oder eine leblose Kaffeekanne ist, — geistig allein stehende suchende Menschen lassen sich genügen. C. S.

* Hermann Löns: „Aus Forst und Flur.“ Vierzig Tiernovellen. Mit einer Einleitung von Karl Söfel, einem Bildnis von H. Löns und 15 Einfallbildern freilebender Tiere. (H. Voigtlaunders Verlag in Leipzig.) Auch auf leichtem Papier fürs Feld. Ein köstliches Vermächtnis. Was der Dichter Löns uns hinterlassen, wird bleibend sein. Sein Wertvollstes, Eigenstes, sind und bleiben seine Naturschilderungen, in denen er nicht seinesgleichen hat. Dieser neue Band bringt eine Sammlung von solchen, speziell Tierzeichnungen, die zu dem Besten gehören, was er uns geschenkt. Und selbst der naturfremde Leser, dessen Kenntnisse vorerst zu gering sind, um ganz genießen zu können, was an selten Einzelheiten doch wieder groß, geschildert ist, wird sich gerne solche Abschiedsführer lassen von der gewohnten Heerstraße. Seine Stimme brauchen, sei's die eines Vogels oder anderen Getiers, die er nicht deuten könnte; kein Geschoß, das er nicht liebte. Diese Liebe zum Geschöpf durchzieht das ganze Buch; wer sie mitfühlen, miterleben will, greife danach und denke dankbar des für sein Vaterland gefallenen Dichters, der uns das hinterlassen hat.

Biographisches.

* „Karl Vertuschs Tagebuch vom Wiener Kongreß“, herausgegeben von Hermann Freiherrn von Gloschstein. Mit einem Bildnis. (Berlin, Verlag von Georg Reibel (Dr. Georg Reibel).) Zu seinem vor Jahresfrist erschienenen Werke über Karl August auf dem Wiener Kongreß bringt der bekannte, mit Weimars politischem und geistigem Leben zur Goethezeit so wohl vertraute Verfasser hier eine wertvolle Ergänzung. Karl Vertusch (der jüngere) war damals mit Gotha nach Wien gegangen, um im Interesse des deutschen Buchhandels zu wirken, vor allem darauf zu dringen, daß in die deutsche Bundesakte ein Gesetz zum Schutze des literarischen Eigentums aufgenommen wurde. Sein Ziel hat er nur zum Teile erreicht, dafür aber in der Kongreßstadt bei diesem großen Eitelkeitsmarke ein lebendiges, freilich nicht immer erfreuliches Bild der Zustände auf politischem, wissenschaftlichem, künstlerischem Gebiete gewonnen. So bieten die hier veröffentlichten Tagebücher, denen Briefe Vertuschs an seinen Vater angeschlossen sind, eine Fülle bezeichnender Mitteilungen und Erlebnisse. Wie viele bedeutende oder interessante Persönlichkeiten hier erwähnt werden, zeigt schon ein Blick in das Register, der insoweit Tagebuchstil aber gestattete eine besondere Reichhaltigkeit des Inhalts, der unsere Kenntnis jener Epoche mit vielen neuen Augen belebt. K. P.

* Hugo Kühn: „Bilder und Skizzen aus dem Leben der Großen Weimars.“ (Gebr. Neichers Verlag, Langensalza, Erfurt.) Dieses anspruchslose Buch sollte ein Reiseführer für den Gebildeten auf der Pilgerfahrt nach Weimar sein. Es reicht gerade um auf der Strecke von Weimar aus gesehen zu werden. In 25 kurzen, außergewöhnlich klar und übersichtlich gefaßten Abhandlungen bringt es uns das Weimar von Goethes Ankunft bis Karl Alexander vor Augen. Wie der Messenzug, den Goethe aus Anlaß des Besuchs der Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna geschriebenen, ziehen in bunten Bildern altvertraute Gestalten vorüber. Das handliche kleine Buch ist vorzüglich gedruckt und mit hübschen Illustrationen ausgestattet.

Dr. A. M.